



# Die Sprachdebatte in 15 Fragen: Zahlen, Fakten und Argumente

François Grin  
*Observatoire Économie – Langues – Formation*  
*Fakultät für Übersetzen und Dolmetschen*  
*Universität Genf*

Januar 2016

## Vorwort

Im Spätsommer 2014 erschienen zahlreiche Artikel, Interviews, Sendungen und Stellungnahmen zur Frage der Landessprachen in der Schweiz. Nach der Entscheidung des Thurgauer Kantonsparlaments, Französisch als (zweite) Landessprache erst in der Sekundarschule zu unterrichten, und der Nidwaldner Volksinitiative gleicher Stossrichtung ist das Thema in die Schlagzeilen zurückgekehrt. Und nur fünf Tage nach der ersten elektronischen Veröffentlichung dieses Textes (am 17. September 2014) wurde auch im Kanton Luzern eine ähnliche Initiative eingereicht. Nun sind in weiteren Kantonen (z.B. Glarus und Baselland) ähnliche Entwicklungen zu beobachten.

2

---

Die Präsenz der Sprachenfrage in Politik und Medien hat seit einigen Jahren stetig zugenommen. Die Hintergründe dafür sind zu vielschichtig, als dass sie hier erläutert werden könnten. Doch momentan produziert diese Zunahme eine regelrechte Flut an Stellungnahmen und Verlautbarungen, in der man sich nur mit Mühe zurechtfindet. Ich versuche deshalb in diesem kurzen Text die Hauptfragen, die sich in der öffentlichen Debatte abzeichnen, in 15 Punkten zu vereinen und damit dem Leser anhand einer Übersicht grössere Klarheit zu verschaffen.

Um die Diskussion auf die entscheidenden Probleme zu beschränken, wird der Schwerpunkt auf die Stellung des Deutschen und Französischen gelegt, oftmals im Kontrast zur Stellung des Englischen. Die Prinzipien, an denen sich der Text orientiert, gelten aber *mutatis mutandis* auch in einer Diskussion über Italienisch und Rätoromanisch. Zudem werden, um die

Kürze des Textes zu wahren, Fragen betreffend die Immigrati-  
onssprachen bewusst ausgeklammert.

Jeder der 15 Punkte wird in Form einer Frage angegangen. Die  
15 Fragen sind in drei Kategorien gegliedert: gesellschaftspoli-  
tische (Fragen 1 bis 6), wirtschaftliche (Fragen 7 bis 10) und  
pädagogische Aspekte (Fragen 11 bis 15). Vor der detaillierten  
Argumentation wird für den eiligen Leser nach jeder Frage eine  
kurze Antwort in wenigen Sätzen vorweggenommen.

Der Fragenkatalog

<b>I. Gesellschaftspolitische Aspekte</b>	<b>5</b>
1. Sind die Landessprachen für den nationalen Zusammenhalt wirklich wichtig?	5
2. Ist der Erwerb der Landessprachen für die Stabilität und die Beständigkeit des « Modells Schweiz » notwendig?	7
3. Worin besteht die Verantwortung von Politik, Medien, Wirtschaft und Bevölkerung?	9
4. Hat das « Modell Schweiz » im Zeitalter der Globalisierung nicht ausgedient?	11
5. Warum soll man sich nicht mit Englisch begnügen?	13
6. Müssen die Landessprachen zwingend schon ab der Primarschule unterrichtet werden?	15
<b>II. Wirtschaftliche Aspekte</b>	<b>18</b>
7. Ist Englisch in der Wirtschaftswelt nicht dominant und hat die Landessprachen bereits verdrängt?	18
8. Bringen die Landessprachen auf dem Arbeitsmarkt Vorteile?	21
9. Ist Englisch nicht die einzige Sprache, die international – namentlich im Aussenhandel – wirklich zählt?	22
10. Die heutige Sprache der Wissenschaft ist Englisch. Weshalb also soll man an den Universitäten weiterhin an Deutsch und Französisch festhalten?	24
<b>III. Pädagogische Aspekte</b>	<b>26</b>
11. Die Meinungen über das ideale Alter für den Fremdspracherwerb gehen weit auseinander. Ist es wirklich wichtig, möglichst früh damit zu beginnen?	26
12. Der Erfolg des heutigen Landessprachenunterrichts bleibt aus. Warum nicht einfach darauf verzichten?	29

## DIE SPRACHDEBATTE IN 15 FRAGEN

13. Reicht der politische und wirtschaftliche Nutzen aus, um den  
Landessprachenunterricht zu rechtfertigen und gesetzlich zu  
verankern? \_\_\_\_\_ 33
14. Liegt die Lösung in der Förderung von Sprachaufenthalten?  
\_\_\_\_\_ 35
15. Wie soll der Dualität Hochdeutsch-Schweizerdeutsch  
Rechnung getragen werden? \_\_\_\_\_ 37

Auch wenn die folgenden Antworten auf Zahlen, Fakten und Argumente abgestützt sind: Ziel ist hier nicht die Produktion eines wissenschaftlichen Textes. Demgemäss sind die Literaturangaben auf das Wesentliche beschränkt. Im Anhang finden sich dafür einige Schlüsselreferenzen, insbesondere diejenigen, die die im Text erwähnten Zahlen und Fakten enthalten.

## ***I. Gesellschaftspolitische Aspekte***

*1. Sind die Landessprachen für den nationalen Zusammenhalt wirklich wichtig?*

**Ja, denn die Schweiz ist als ein ganz besonderes Modell konzipiert, das vom allseitigen Willen zur aktiven Mitwirkung an der Gestaltung des Landes nicht nur *abhängt*, sondern sogar dadurch *definiert* wird.**

Dieser Wille hat allerdings nicht in allen Landesteilen die gleiche Bedeutung. Es gibt Nuancen, die es in einer angemessenen Auseinandersetzung mit den jüngsten Ereignissen zu berücksichtigen gilt. Wir sind nicht etwa Zeugen eines willentlichen Affronts gegen die Romandie; wir erleben vielmehr – anhand der jeweiligen Art, wie dies- und jenseits der Saane die Lebensfähigkeit des politischen Sachverhalts « Schweiz » eingestuft wird – eine Manifestation unserer kulturellen Unterschiede. Das heisst nicht, dass die Situation nicht ernst ist, aber sie muss mit Sorgfalt analysiert werden.

Schematisch gesagt ist für die Deutschschweizer die Schweiz, oder grundsätzlicher die « *Suissitude* »<sup>1</sup>, eine breit in der Kultur verankerte Realität; in einer Kultur, mit der wiederum Landschaften, Traditionen und insbesondere eine der Sprachen assoziiert werden (daher manchmal die Tendenz, « Schweiz » mit « Deutschschweiz » gleichzusetzen). In Bezug auf die Landessprachen ist also tatsächlich eine gewisse Anstrengung erforderlich, damit eine viersprachige Schweiz in diese Auffassung

---

<sup>1</sup> Meint das « Schweizerische » im Allgemeinen; hier bewusst nicht mit dem (kommerziell geprägten) Anglizismus *Swissness* übersetzt.

passt. Die Viersprachigkeit ist indes aus deutschschweizerischer Sicht weniger entscheidend als in der Romandie; denn für die Romands – auch wenn die kulturelle Identität in ihren verschiedenen Formen und Symbolen ebenfalls eine Rolle spielt – liegt der *Suissitude* mindestens ebenso verbindlich der *Vertrag* zwischen Kantonen und Sprachregionen zugrunde, der das politische « Modell Schweiz » konstituiert und seinen Fortbestand sichert. Aus dieser Perspektive kommt die Vernachlässigung der Landessprachen einem Bruch dieses Vertrags gleich. Unbestritten also: *Ohne Mehrsprachigkeit keine Schweiz*<sup>2</sup> – aber aus unterschiedlichen Gründen, die auf verschiedene Sichtweisen zurückgehen.

Es handelt sich hier also nicht um eine Geringschätzung der französischen Sprache oder gar der Romands seitens der Thurgauer oder Nidwaldner, und die Hochstilisierung zum « Sprachenkrieg » ist journalistische Übertreibung. Zweifellos herrscht aber bei manchen Politikern ein gewisses Unverständnis in Bezug auf die Gewichtung, die der Mehrsprachigkeit<sup>3</sup> – *je nach Sprachregion* – im gemeinsamen « Modell Schweiz » zukommt. Wenn der Verbleib der Landessprachen in den Lehrplänen ohne kantonsübergreifende Diskussion im Vorfeld in Frage gestellt wird, zeugt das von einem äusserst bedenklichen Mangel an politischem Gespür, der nicht mit Föderalismus entschuldigt werden kann.

---

<sup>2</sup> Auf Deutsch im Originaltext.

<sup>3</sup> Der Einfachheit halber unterscheide ich hier nicht zwischen « Mehrsprachigkeit » und « Vielsprachigkeit ». In der Fachliteratur wird diese Unterscheidung meist gemacht, normalerweise zwischen der Mehrsprachigkeit einer Person und der Vielsprachigkeit von Personengruppen.

*2. Ist der Erwerb der Landessprachen für die Stabilität und die Beständigkeit des « Modells Schweiz » notwendig?*

**Ja, er ist notwendig, denn er bezeugt unmittelbar den Willen, das Modell lebendig zu erhalten – und eben darin besteht seine Substanz.**

Zwei Punkte müssen im Voraus präzisiert werden.

Erstens: *Notwendig* ist nicht gleichzusetzen mit *ausreichend*. Zahlreiche weitere Elemente tragen zum nationalen Zusammenhalt bei. Der Sprachunterricht und (als mehr oder weniger erfolgreiches Resultat daraus) der *Spracherwerb* ist nur eines dieser Elemente; manche Publizisten, die die Tragweite des Thurgauer Entscheids bzw. der Nidwaldner Initiative herunterzuspielen versuchen, rufen uns diese Tatsache denn auch gern in Erinnerung. Dennoch spielt der Landessprachenunterricht eine entscheidende Rolle, und aus verschiedenen Gründen können diese Sprachen *nicht* durch Englisch ersetzt werden; daher der Begriff *notwendig*.

Zweitens: Hier ist vom Vorhandensein der Landessprachen in den Lehrplänen die Rede, im Gegensatz zu ihrem Ausbleiben. Die Frage, in welcher Reihenfolge die Sprachen ins Schulwesen eingeführt werden, wird weiter unten besprochen.

Die Landessprachen sind notwendig, werden aber je nach Region und Person unterschiedlich genutzt. Für die einen dient der Erwerb einer anderen Landessprache unmittelbar der mündlichen Kommunikation, beispielsweise im Berufsleben. Tatsächlich verläuft diese leichter, gehaltvoller, vollständiger und demzufolge *effizienter*, wenn Sprachkenntnisse mit (inter-)kulturellen Kenntnissen gekoppelt sind; dies setzt allerdings gewisse Kompetenzen in der Sprache des Gegenübers voraus. In einem Gespräch können diese Kompetenzen wiederum auf verschiedene Arten angewendet werden; etwa wenn sich alle Gesprächsteilnehmer in beiden Sprachen wohl fühlen, oder – eine bescheidenere, aber nicht minderwertigere Variante – wenn sich jeder in seiner eigenen Sprache (Deutsch, Französisch, Ita-

lienisch) ausdrücken kann in der Gewissheit, von seinen Gesprächspartnern verstanden zu werden. Ob die Kompetenzen in den Landessprachen nun auf die eine oder andere Art angewendet werden – sie helfen uns, die verschiedenen kulturellen Facetten der Schweiz zu verstehen.

Die Notwendigkeit der Kenntnis einer anderen Landessprache und ihrer Kultur ist wohlgemerkt nicht für alle gleich gross. Geradezu unverzichtbar ist sie in folgenden Fällen: (i) wenn man nicht weit von der Sprachgrenze entfernt lebt oder arbeitet, und wenn der Kontakt mit dem anderssprachigen Nachbarn in Beruf, Studium, Sport, Vereinsleben etc. ständige Realität ist; und (ii) wenn man durch seine Tätigkeit in Wirtschaft, Politik, Verwaltung, Wissenschaft, Vereinen etc. häufig mit Personen einer anderen Sprachgemeinschaft zusammenarbeitet. In beiden Fällen sind Französischkenntnisse in der Deutschschweiz und Deutschkenntnisse (idealerweise mit zumindest passiven Grundkenntnissen in Schweizerdeutsch) in der Romandie unverzichtbar. Eine gewisse Vertrautheit der Deutschschweizer und der Romands mit Italienisch ist ebenfalls angebracht.

Und alle anderen, die weitab der Sprachgrenze leben und ausschliesslich lokal und einsprachig tätig sind? Auch für sie ist der Erwerb der Landessprachen wichtig, wenn auch aus anderen Gründen. Vielleicht müssen die Anforderungen im Sprachunterricht in diesem Fall nicht gleich hoch angesetzt werden; obschon eine gewisse Leichtigkeit im Umgang mit mindestens einer anderen Landessprache eine Bereicherung für jeden ist. Warum aber sind Unterricht und Erwerb einer Sprache, die man letztlich gar nicht anwendet, so wichtig? Weil sie *greifbar und handfest* den Willen bezeugen, unser politisches Modell zu festigen und sein Fortbestehen zu sichern. Sich um die Landessprachen nicht, nur halbherzig oder gar widerwillig zu bemühen, beinhaltet eine eigentlich destruktive Botschaft, die besagt, dass man nicht wirklich hinter diesem für die Schweiz substantiellen Konzept steht.

Besondere Vorsicht ist gegenüber sogenannter Salamtaktik geboten. Lassen wir uns nicht täuschen: *Scheibchenweise* sind vereinzelte kleine Abweichungen von den günstigen Voraussetzungen für die Viersprachigkeit noch nicht tragisch; wer die Bedeutung der Viersprachigkeit minimieren möchte, wird denn auch gern darauf hinweisen. Doch als absehbare Konsequenz würde uns eine zunehmende *Häufung* solcher kleiner Zugeständnisse unweigerlich zur Erkenntnis führen, dass sich zwischen den Sprachgemeinschaften schleichend ein Graben aufgetan hat – so tief, dass das erfolgreiche Modell irreparable Schäden genommen hat. Unabdingbare Wachsamkeit muss deshalb verhindern, dass scheinbar zweitrangige Probleme vernachlässigt werden.

### *3. Worin besteht die Verantwortung von Politik, Medien, Wirtschaft und Bevölkerung?*

**Seit dem 19. Jahrhundert tragen die Eliten eine besondere Verantwortung im « Modell Schweiz », worin die Sprachen eine Schlüsselrolle spielen. Aber die Landessprachen betreffen uns alle: Dank der Kontakte, die wir mit den anderen Sprachgemeinschaften knüpfen können, helfen sie uns, zu uns selbst zu werden.**

9

---

Wenn ein politisches Projekt funktionieren soll, muss es von einer breiten Basis getragen werden. Doch « die Eliten », wie wir sie gemeinhin nennen, spielen eine entscheidende Rolle: Sie gehen mit gutem Beispiel voran. Indem sie die Landessprachen lernen und anwenden, zeigen sie, dass sie die Funktionsweise dieses Landes verstanden haben. Das haben sie insgesamt im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts auch sehr gut gemacht.

Es ist aber eine Arbeit, die kontinuierlich verrichtet werden muss, vergleichbar mit der Pflege eines Gartens: Man muss das Saatgut vorbereiten, Unkraut jäten, den bestmöglichen Platz für die verschiedenen Arten finden, giessen, etc. Das erledigt sich alles nicht von alleine.

Auch die Schweizer Viersprachigkeit muss gepflegt werden; man kann ohne weiteres von « Sprachenpflege » sprechen. Dazu gehören namentlich Unterricht, Erwerb und Anwendung der

Landessprachen. Die Voraussetzungen für diese Sprachenpflege befinden sich allerdings in stetem Wandel, der sich in Prozessen wie etwa der Globalisierung oder dem Fortschritt der Informations- und Kommunikationstechnologien äussert. Die Sprachenpflege muss deshalb regelmässig überdacht und angepasst werden, aber immer unter Wahrung eines zielgerichteten Kurses.

Dass den Eliten in dieser Sprachenpflege eine besondere Verantwortung zukommt, bedeutet nicht, dass es sich um ein Elitenejekt handelt – aus zwei Gründen: Erstens existieren, besonders entlang der Sprachgrenze, ganz alltägliche Zweisprachigkeitspraktiken, die sich quer durch alle Gesellschaftsschichten ziehen. Diese Praktiken müssen auf allen Ebenen gewürdigt, gefördert und belohnt werden. Zweitens ist auch betroffen, wer weitab der Sprachgrenze lebt, in Genf oder im Thurgau. Die politische Dimension, von der hier die Rede ist, betrifft uns alle.

Romand sein bedeutet, französischsprachig zu sein, aber es bedeutet nicht, Franzose zu sein. Und die Deutschschweizer daran zu erinnern, dass sie nicht Deutsche sind, ist ohnehin müssig (auch wenn sie hochdeutsch schreiben und sich mündlich « schweizerdeutsch » ausdrücken). Was ist es also, das uns zu Romands macht, das uns eine andere Identität verleiht als die unserer französischen Nachbarn? Es ist gerade die Tatsache, deutsch-, italienisch- und rätoromanischsprachige Mitbürger zu haben, die uns einen unmittelbaren Zugang zu ihrer Kultur vermitteln – einen Zugang, den die Franzosen nicht haben. Was wäre aus der Romandie geworden ohne ihre Verbindung zur Deutschschweiz? Sie wäre auf internationaler Ebene unbedeutend und um vieles weniger interessant. Und auch die Deutschschweizer sind erst dank uns romanischsprachigen Minderheiten zu dem geworden, was sie sind. Was wäre die Deutschschweiz ohne uns? Ein im wahrsten Sinne des Wortes eintöniges kleines Land, vielleicht mit einigen übermässig anglisierten Stadtzentren als einzigem Kontrast. Oder sie wäre ein kleines Österreich – aber ohne Opern- und Kaffeehäuser. Es liegt auf

der Hand: Die Deutschschweiz profitiert enorm davon, Teil eines Ganzen zu sein, zu dem auch Romands, Tessiner und Rätomanen gehören.

Im Grunde genommen gehört also das Hoch- und Schweizerdeutsch und damit die reiche Kultur, die uns über die deutsche Sprache erschlossen wird, auch ein bisschen uns Romands – die Franzosen haben das nicht. Und andererseits gehört das Französische und somit der Zugang zur französischen Kultur und zur *Francophonie* (verstanden auch als internationale Organisation von 57 Mitgliedstaaten auf fünf Kontinenten) auch ein bisschen unseren Deutschschweizer Mitbürgern – die Deutschen und die Österreicher haben das nicht.

Das macht die Landessprachen zu einer Grundvoraussetzung für das Modell, dem wir alle verpflichtet sind, nicht nur die Eliten. Der Erwerb und als Voraussetzung dafür der Unterricht der Landessprachen sind unverzichtbar. Eben: *Ohne Mehrsprachigkeit keine Schweiz.*<sup>4</sup>

*4. Hat das « Modell Schweiz » im Zeitalter der Globalisierung nicht ausgedient?*

**Man kann alles in Frage stellen, auch das « Modell Schweiz » insgesamt, aber dann soll man dazu stehen. Dieses Modell ist gerade angesichts der Globalisierung eine intelligente Strategie, und jenseits unserer Landesgrenzen können unsere Erfahrungen damit auch anderen nützlich sein.**

Man kann der Meinung sein, dass das Konzept, das der Schweiz zugrunde liegt, ausgedient habe. Dass es im 19. und 20. Jahrhundert seine unbestreitbare Bedeutung hatte, heute aber nicht mehr von gleicher Relevanz sei, weil sich die Zeiten geändert haben, weil sich die Welt globalisiert hat. Dass der Aufstieg der Schweiz und ihre völkerrechtliche Anerkennung (wohlgemerkt mit Wurzeln, die wesentlich tiefer reichen, denn die Schweiz ist

---

<sup>4</sup> Auf Deutsch im Originaltext.

am Wiener Kongress von 1815 nicht aus dem Nichts entstanden) der Vergangenheit angehören, und dass es nun gelte, nach vorne zu schauen.

Wer so denkt, sollte Konsequenzen daraus ziehen bzw. *Alternativen* aufzeigen. Und die bleiben bisher aus. Denn die mitunter als « kosmopolitisch » bezeichnete politische Denkweise, auf die sich mehr oder weniger explizit beruft, wer eine « offene » und (ausser in rein lokalen Angelegenheiten) in Englisch auftretende Gesellschaft fordert, greift auf ein soziologisch und historisch äusserst dürftiges Weltbild zurück. Und auf eine fehlerhafte Lesart der Weltpolitik, die sprachbedingte Machtverhältnisse und Geostrategien ganz einfach ausklammert, ob nun bewusst oder unbewusst.

Vergessen wir nicht, dass das « Modell Schweiz » im internationalen Vergleich äusserst erfolgreich dasteht, und dass dieser Erfolg eher ungewöhnlich ist. Er zeigt sich einerseits (insbesondere in der institutionellen Ausformung) in den subtilen Ingredienzen, in denen sich kulturelle, sprachliche, politische und wirtschaftliche Gewichte die Waage halten, und andererseits in der gelungenen Koexistenz verschiedener Mitsprache- und Identifikationsebenen wie Gemeinde, Kanton, (Sprach-)Region, Bund.

Natürlich ist das politische « Modell Schweiz » ein Mythos. Natürlich ist die Schweiz keine « Nation » im üblichen Sinn, sondern wurde erst zu einer solchen zusammengefügt: Sie ist ein *Konstrukt*, das in seinen historischen Kontext gesetzt werden muss. Aber der Sinn eines Mythos liegt nicht darin, wahr oder falsch zu sein – wer einem Mythos den Vorwurf macht, mythisch zu sein, missversteht den Begriff. Der Sinn eines Mythos liegt in seinem *Nutzen*. Und es lässt sich unschwer feststellen, dass uns dieser Mythos überaus nützlich und hilfreich war. Zahlreiche wirtschaftliche und gesellschaftliche Indikatoren

zeigen es auf: Die Schweiz ist im internationalen Vergleich ein Land mit ansehnlicher Lebensqualität.<sup>5</sup>

Unsere weitreichende politische, gesellschaftliche und kulturelle Erfahrung mit diesem Mythos hat einen Wert, der unseren rein persönlichen Komfort und den aus vielerlei Gründen beneidenswerten helvetischen Erfolg überflügelt. Wir können sie weitergeben, allen voran der Europäischen Union – einem anderen politischen Modell, das sich mit ähnlichen Herausforderungen wie die Schweiz konfrontiert sieht, namentlich mit dem « Vereinbarungsprozess » der Vielfalt ihrer Kulturgruppen und der verschiedenen Mitsprache- und Identifikationsebenen. Die Bedeutung dieser bemerkenswert originellen Schweizer Erfahrung reicht also weit über unsere Landesgrenzen hinaus. Und ermöglicht wurde sie durch einen Mythos, in dem das gegenseitige Engagement für den Erwerb der Landessprachen eine symbolische Rolle spielt, die letztlich nicht ersetzbar ist.

13

---

Dieses Element führt uns zur Rolle des Englischen in dieser Debatte.

### *5. Warum soll man sich nicht mit Englisch begnügen?*

**Weil Englisch, so nützlich (ja unumgänglich für ein breites Spektrum von Tätigkeiten) es auch sein mag, nicht alle Funktionen übernehmen kann – und schon gar nicht die des Kitts für unsere Willensnation<sup>6</sup>.**

Englisch ist eine Sprache, die Zugang zu Kommunikationsnetzwerken von einer Weite ohnegleichen eröffnet. Sie dominiert in den internationalen Beziehungen, namentlich im Aussenhandel

---

<sup>5</sup> 2013 hatte die Schweiz ein Pro-Kopf-Einkommen von 81'323 US-Dollars, was sie (kaufkraftbereinigt) auf den 7. Platz weltweit stellt. Ihr HDI (*Human Development Index, Index der menschlichen Entwicklung*) von 0,917 stellt sie auf den 3. Platz weltweit, nach Norwegen und Australien.

<sup>6</sup> Auf Deutsch im Originaltext.

und in der Wissenschaft. Für Literaturliebhaber ist das literarische Schaffen auf Englisch (in all seinen Variationen, national oder regional, im Original oder in Übersetzung) eine unerschöpfliche Quelle für phantastische Entdeckungen. Englisch ist wichtig für zahlreiche Vorhaben, es öffnet viele Türen. *Dass wir es lernen sollen, steht ausser Frage.* Nicht eine einzige Zeile von mir hätte je das Gegenteil besagt.

Nur: Dass Englisch nützlich ist, heisst nicht, dass es für alles nützlich ist. Dass es bestimmte Funktionen übernehmen kann, heisst nicht, dass es alle Funktionen übernehmen kann. *Per definitionem* kann es in unserem Modell nicht die Funktion des Kitts übernehmen, denn dieses *gründet* ja gerade auf dem Engagement für eben dieses Modell, das wiederum an unsere Landessprachen gebunden ist, wie wir weiter oben gesehen haben.

Hier in der Schweiz vergessen wir manchmal, wie originell diese *Willensnation*<sup>7</sup> tatsächlich ist. Sie will nicht nur die in Sprache, Traditionen und Kultur verschiedenen Gemeinschaften zusammenhalten. Ihr tieferer Sinn liegt vielmehr in der bewussten Einwilligung in dieses Modell der Begegnung und der Zusammenarbeit. Diese Einwilligung setzt eine bestimmte Geisteshaltung voraus, untrennbar vom Willen, der unmittelbaren gegenseitigen Bekanntschaft die Tür zu öffnen. Diese Bekanntschaft muss nicht für alle gleich weit gehen, aber für alle muss die Möglichkeit bestehen, sie zu machen. Das ist für die Lebensfähigkeit des Modells unverzichtbar.

Man sagt, dass sich Schweizer unterschiedlicher Muttersprache umso besser verstehen, je weniger sie miteinander sprechen. Das mag sein, ändert aber nichts an der Tatsache, dass die *Willensnation*<sup>8</sup> nur dann Substanz hat, wenn die Möglichkeit besteht, gegenseitig Bekanntschaft zu machen – und wenn auch in genügendem Ausmass davon Gebrauch gemacht wird. Wie gross oder wie klein diese Anstrengung ist, ist eine andere Frage, aber sie setzt ein Minimum an Engagement voraus. Und

---

<sup>7</sup> Auf Deutsch im Originaltext.

<sup>8</sup> Auf Deutsch im Originaltext.

der Wille zum Unterricht und Erwerb der Landessprachen bleibt der beste Beweis für dieses Engagement.

Wie sinnvoll Englischkenntnisse auch sein mögen, sie können uns einen *per definitionem* höchstens oberflächlichen Zugang zur anderen Kultur bieten. Um die Romandie zu kennen, muss man französisch sprechen. Um die Deutschschweiz zu kennen, muss man deutsch sprechen und schweizerdeutsch wenigstens ansatzweise verstehen.

Ein weiterer Irrtum besteht darin, das Problem lediglich in der « Kommunikation » zu orten. Man weiss längst, dass Sprache nicht auf Kommunikation und Kommunikation nicht auf Informationsaustausch beschränkt ist; in den Sprach- und Kommunikationswissenschaften ist diese Tatsache unbestritten. Im Fall der Schweizer Viersprachigkeit hat sie indes eine ganz besondere Bedeutung – und die Viersprachigkeit wiederum illustriert diese Tatsache sozusagen auf beredte Weise... Mit Englisch können wir alle erdenklichen Informationen austauschen, wir können aber nicht gegenseitig Bekanntschaft machen. Demzufolge kann man sich für die Pflege und die Erhaltung unseres gemeinsamen Modells nicht mit Englisch begnügen.

*6. Müssen die Landessprachen zwingend schon ab der Primarschule unterrichtet werden?*

**Nicht unbedingt. Wenn wir aber darauf verzichten, riskieren wir gefährliche Risse im Fundament unseres gemeinsamen Modells. Es sei denn, dieser Verzicht würde durch andere Massnahmen kompensiert; deren Umsetzung ist aber so gut wie ausgeschlossen.**

Es ist jedenfalls eine Schlüsselfrage dieser Debatte. Wir werden weiter unten darauf zurückkommen, unter den Aspekten der Pädagogik und des Spracherwerbs. Zunächst muss die Frage aber unter politischen Aspekten untersucht werden, konkret am Beispiel der Politik des Sprachunterrichts, welche die Lehrpläne der Schweizer Schüler definiert.

*A priori* oder eher *in abstracto* ist es nicht zwingend, diese oder jene Sprache (Französisch, Englisch, Deutsch etc.) vor Erreichen eines bestimmten Alters zu unterrichten. Schliesslich ist es noch nicht allzu lange her, als die Mehrheit der öffentlichen Schulen – ausser in den italienisch- und rätoromanischsprachigen Regionen und in einigen zweisprachigen Gemeinden wie Biel – ihren Schülern vor dem ca. zwölften Altersjahr (das etwa mit dem Eintritt in die sogenannte « Sekundarstufe I » zusammenfällt) überhaupt keinen Fremdsprachenunterricht anboten. Der nationale Zusammenhalt hat diese Phase unbeschadet überlebt. Warum sollte das heute nicht auch funktionieren? Warum nicht ab vier oder fünf Jahren Englisch unterrichten und für die Landessprachen das elfte oder zwölfte Altersjahr abwarten? Ein solcher Ansatz wird denn ja auch von einigen Publizisten als « pragmatische » Lösung angepriesen. In diesem Zusammenhang ist das aber ein besonders manipulatives Attribut; denn *in abstracto* mag das zwar stimmen, realisierbar wäre es aber nur unter zwei Voraussetzungen.

Die erste besteht darin, dass die Landessprache, die erst später in den Lehrplan aufgenommen wird, unter den bestmöglichen Bedingungen unterrichtet wird – in Bezug auf die Anordnung im Stundenplan, die Ausbildung der Lehrer, den Einsatz von Lernhilfen und von Immersionsunterricht, die Förderung von Sprachaufenthalten etc. Von solch idealen Bedingungen auszugehen ist indes *völlig unrealistisch*. Die Behörden der Kantone, die den Französischunterricht auf die Sekundarstufe verschieben wollen, verfügen weder über die finanziellen noch über die politischen Mittel, um die Sprache im Gegenzug attraktiver zu gestalten. Kann man ernsthaft glauben, dass eine Sprache, die bei den Schülern als schwieriger und weniger populär *gilt* als Englisch, *besser* gelernt wird, wenn sie erst später in den Unterricht eingeführt wird? Wohl kaum.

Wer eifrig beteuert, dass die zeitliche Verschiebung des Unterrichts der Landessprachen das Prinzip ihres Erwerbs nicht in Frage stelle, dass man sie etwas später genauso gut lernen könne, wenn nicht sogar besser, legt Zeugnis ab von viel Optimismus, Naivität oder Unredlichkeit – und will vor allem sein

Gewissen beruhigen. Denn die Verschiebung des Französischunterrichts von der Kindheit in die frühe Jugendzeit ist kurz- oder mittelfristig der Auftakt dazu, ihn zum Wahlfach zu degradieren. Als Wahlfach schliesslich wird er nur noch von einer Minderheit belegt werden, was unweigerlich die Marginalisierung des Französischen in der Deutschschweiz nach sich ziehen wird. Dem Deutschen in der Romandie wird es parallel dazu kaum besser ergehen. Und in einer Schweiz, in der die Mehrheit der Bewohner früher oder später keine andere Landessprache mehr spricht, in der es keinen direkten Zugang zur Kultur der anderen Landesteile mehr gibt, wären die Fundamente unseres politischen Modells schnell untergraben. Es wäre das Abdriften in eine Situation, wie sie in Belgien herrscht, einem von innen her ins Wanken gebrachten Land, dessen Zerfall wenn noch nicht *de iure*, dann doch *de facto* weitgehend Realität ist.

Die zweite Voraussetzung, die die Schwächung unseres politischen Modells durch die Aufschiebung des Landessprachenunterrichts verhindern würde, ist der Vorrang (oder wenigstens die *Gleichrangigkeit*) in Bezug auf eine dritte Sprache – in diesem Fall Englisch. Früher, als es weder Frühdeutsch noch *Frühfranzösisch*<sup>9</sup> gab (je nach Kanton bis in die siebziger und achtziger Jahre), tauchte Englisch erst später in den Lehrplänen auf. Der Vortritt der Landessprachen war klar geregelt; die Situation vor dreissig oder vierzig Jahren war diesbezüglich absolut nicht die gleiche wie heute. Dieser Vorrang existiert in den Kantonen der Inner- und Ostschweiz, die als erste Fremdsprache Englisch unterrichten, bereits nicht mehr. Die Entscheidung des Thurgaus und die Absichten der Initianten in Nidwalden (sowie, noch aktueller, in Luzern) ziehen das Englische vor. Und dabei wird es nicht bleiben: Alles weist darauf hin, dass die Hintanstellung einer Landessprache ihre Degradierung zum Wahlfach ankündigt.<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> Auf Deutsch im Originaltext.

<sup>10</sup> Genauso sind die Fremdsprachen (Deutsch, Französisch) in den Lehrplänen der Schulen von England und Wales im Jahr 2000 freiwil-

Die Landessprachen nur noch als Wahlfächer anzubieten ist eine Option. Aber man sollte transparent sein in Bezug auf die Absichten, die man mit solchen Entscheidungen (oder Vorhaben) verfolgt – und auf ihre absehbaren Auswirkungen. Der Vergleich mit den Lehrplänen von vor dreissig oder vierzig Jahren ist trügerisch. Und man wird *schlicht nicht* verhindern können, dass mit der Verschiebung des Erlernens der Landessprachen auf die Sekundarstufe das Niveau der Sprachkompetenz einbricht, mit den oben erläuterten Konsequenzen auf die Substanz und die Lebensfähigkeit unseres politischen Modells. Die Beschwichtigung, dem Englisch den Vortritt zu lassen, sei völlig unbedenklich, habe keine Konsequenzen, keinen Preis –, entbehrt jeglicher Glaubwürdigkeit. Die Verschiebung des Unterrichts der Landessprachen ist also weniger « Pragmatismus » als vielmehr gefährlicher Leichtsin.

## ***II. Wirtschaftliche Aspekte***

*7. Ist Englisch in der Wirtschaftswelt nicht dominant und hat die Landessprachen bereits verdrängt?*

**Nein. Erhebungen belegen, dass die Landessprachen in den beruflichen Kontakten zwischen den Sprachregionen öfter gebraucht werden als Englisch.**

---

lig geworden. Die Einschreibungen der Studierenden in den Sprachfakultäten der englischen Universitäten sind in der Folge eingebrochen. Interessant ist, dass die Behörden nun kehrtmachen und auf den Beginn des Herbstsemesters 2014 für die Schüler der öffentlichen Schulen (die sog. « maintained schools ») das Obligatorium für Fremdsprachen im *Key Stage 2* (7-11 Jahre) und *Key Stage 3* (11-14 Jahre) wieder einführen. Danach (*Key Stages 4* und *5*) sind die Fächer nicht mehr obligatorisch, die Schulen müssen sie aber weiterhin anbieten.

Ein hartnäckiges Klischee besagt, dass Romands und Deutschschweizer schon längst Englisch miteinander sprechen und die Landessprachen in der Praxis belanglos seien. Auch diese Aussage ist falsch und lässt sich mit Zahlen widerlegen.

Eine bei über 2000 Unternehmen und 1000 Angestellten durchgeführte und 2005 veröffentlichte Umfrage der Fachhochschule Nordwestschweiz (Olten) zeigt, dass in den Kontakten über die Sprachgrenzen hinweg die Deutschschweizer Unternehmen Französisch ebenso oft oder häufiger anwenden als Englisch (39% bzw. 37%), und dass ebenso die Unternehmen der Romandie Deutsch häufiger anwenden als Englisch (39% bzw. 36%).

Eine andere Umfrage wurde 2007-2008 im Rahmen einer vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanzierten Studie realisiert, bei einer kleineren (200), aber (in Bezug auf Sprachregionen und Wirtschaftszweige) repräsentativen Auswahl an industriellen Unternehmen in der Romandie und in der Deutschschweiz. Das Ergebnis zeigt, dass Schweizer Unternehmen mehr Personal mit Landessprachenkenntnissen als solches mit Englischkenntnissen benötigen. In der Deutschschweiz mangelt es 77% der Unternehmen an Personal mit Französischkenntnissen und lediglich 51% an Mitarbeitern mit Englischkenntnissen. Diese Zahlen verdeutlichen, welchen Fehler die Deutschschweizer Kantone mit dem Streichen des Französischunterrichts begehen würden. In der Romandie ist der Unterschied geringer, weist aber in die gleiche Richtung: 42% der Unternehmen mangelt es an Personal mit Englischkenntnissen und 54% an Personal mit Deutschkenntnissen. Am grössten ist der Bedarf auf Ebene der Generaldirektionen und im Verkauf.

Die zusätzliche Bedeutung der zweiten Umfrage liegt darin, dass sie den Industrie- und nicht den Dienstleistungssektor (Banken, Versicherungen etc.) untersucht hat. Dass die Landessprachen im Tertiärsektor wichtig sind, wo das Angebot mit Kommunikation verbunden und demzufolge von der Sprache nicht zu trennen ist, leuchtet ein. Doch auch im Sekundärsektor, wo Kugellager, Süssgetränke oder Spannteppiche produziert

werden und das Produkt nicht unmittelbar an die Sprache gebunden ist, zeigen die Zahlen, dass die Landessprachen eher gefragt sind als Englisch.

Diese beiden jüngsten Umfragen bestätigen lediglich die Resultate einer älteren Studie, die in den neunziger Jahren bei einer repräsentativen Auswahl von 2400 Personen in den drei Hauptsprachregionen der Schweiz<sup>11</sup> realisiert wurde: Bei den Romans, die in ihrer beruflichen Tätigkeit mindestens einmal pro Woche eine Fremdsprache anwenden, ist es bei 30% Deutsch und bei 28% Englisch; entsprechend das Resultat in der Deutschschweiz, mit 36% für Französisch und 34% für Englisch. Alle bis heute zur Verfügung stehenden Zahlen belegen demnach, dass die Landessprachen im Wirtschaftsleben mindestens ebenso oft, wenn nicht öfter angewendet werden als Englisch. *Punkt, Schluss.*<sup>12</sup>

Dennoch fahren manche Teilnehmer an dieser Debatte fort, mit Nachdruck das Gegenteil zu behaupten – in offensichtlicher Unkenntnis der Fakten. Und manche Journalisten werden nicht müde, ihre Gäste an prominenter Stelle zur Hauptsendezeit provozierend zu fragen, ob Englisch nicht « aus Pragmatismus » vorzuziehen wäre, da es ja « im Wirtschaftsleben » hauptsächlich darauf ankomme. Das mutet manchmal seltsam an; es scheint fast so, als ob sich diese Klischees unbedingt zu etablieren hätten, weil sie von der Realität zu deutlich ins Wanken gebracht würden.

Wie gesagt, Englisch ist nützlich, für manche Tätigkeiten sogar unverzichtbar. Aber die Landessprachen sind im Berufsleben ebenso nützlich, oft sogar noch nützlicher.

---

<sup>11</sup> Um die Festlegung der Stichproben und ihre statistische Auswertung zu vereinfachen, konnten die rätoromanischen Sprachgemeinden nicht in diese Umfrage mit einbezogen werden.

<sup>12</sup> Auf Deutsch im Originaltext.

*8. Bringen die Landessprachen auf dem Arbeitsmarkt Vorteile?*

**Ja, die Kenntnis einer weiteren Landessprache zahlt sich aus. Bei vergleichbarer Ausbildung und Berufserfahrung führt sie zu erheblichen Lohnunterschieden, die ebenso gross (oder sogar noch grösser) sind als diejenigen, zu denen Englischkenntnisse führen.**

Eine der Torheiten, die von Journalisten, Politikern und Publizisten am hartnäckigsten verbreitet werden, ist die Vorstellung, dass Landessprachenkenntnisse wirtschaftlich unergiebig seien. Das ist nicht nur albern, sondern falsch. Auch hier gibt es Zahlen, die das Gegenteil beweisen und jene Fakten bestätigen, die oben im Zusammenhang mit der Nützlichkeit der Landessprachen genannt wurden.

Bei Männern mit « guten » oder « sehr guten » Sprachkenntnissen und bei vergleichbarer Ausbildung und Berufserfahrung stellt man zusammengefasst Folgendes fest:

- im Falle von Englisch eine Lohnwirksamkeit mit einem mittleren Zuschlag von 10% in der Romandie, von 18% in der Deutschschweiz und von 12% in der italienischen Schweiz;
- im Falle der Landessprachen eine Lohnwirksamkeit mit einem mittleren Zuschlag von 14% sowohl für Französischkenntnisse in der Deutschschweiz als auch für Deutschkenntnisse in der Romandie; in der italienischen Schweiz sind es Zuschläge von 17% sowohl für Französisch- als auch für Deutschkenntnisse.

Bei den Frauen sind die Zahlen bekanntlich weniger aussagekräftig, denn auf der statistischen Erforschung des Einkommens der Frauen lastet die Schwierigkeit, die relevante Anzahl Jahre ihrer Berufserfahrung korrekt einzuschätzen. Mit grösseren Datenbanken könnten die Analysen verfeinert und die vorhandenen Daten aktualisiert werden. Aber immerhin verfügen wir für die Schweiz über die ersten in Europa jemals berechneten Daten zur Rentabilität von Fremdsprachenkenntnissen (« L2 » und

« L3 », während « L1 » die Mutter- oder Hauptsprache bezeichnet).<sup>13</sup>

Es ist nicht auszuschliessen (obschon unwahrscheinlich), dass die Rentabilität der Landessprachenkenntnisse in den letzten Jahren ab- und diejenige der Englischkenntnisse zugenommen hat. Trotzdem und vor allem angesichts der oben genannten aktuellen Zahlen über die Ansprüche der Unternehmen ist so gut wie sicher, dass sich die Landessprachenkenntnisse auf dem Arbeitsmarkt auszahlen. Es wird sich immer lohnen, sie sich anzueignen, denn auf gleichem Niveau bringen sie mindestens ebenso viel ein wie Englischkenntnisse – und manchmal sogar noch mehr. Die Aussage, dass die Landessprachen wirtschaftlich gesehen nicht relevant sind, beruht entweder auf Unkenntnis der Fakten oder auf gezielter Fehlinformation.

*9. Ist Englisch nicht die einzige Sprache, die international – namentlich im Aussenhandel – wirklich zählt?*

**Wie oben erwähnt sind Englischkenntnisse grundlegend wichtig, also unbedingt zu empfehlen. Andererseits werden die Verbreitung und der Gebrauch von Englisch konstant überschätzt.**

Gewiss ist Englisch die meistverwendete Fremdsprache in Europa. Aber bei weitem nicht alle Europäer sprechen sie. Gemäss den Eurobarometer-Daten von 2012 beherrschen sie nur gerade 7% « sehr gut » und 17% « gut », während 12% der Europäer lediglich Grund- und 64% überhaupt keine Kenntnisse in Englisch haben. Diese Zahlen werden von den Resultaten der

---

<sup>13</sup> Es gibt in der heutigen soziolinguistischen Forschung Strömungen, die die Unterscheidung von « Muttersprache » und « Fremdsprachen » in Frage stellen. Einige Autoren zweifeln sogar die Existenz der verschiedenen Sprachen wie « Französisch », « Deutsch », « Türkisch » etc. an. Sie sprechen lieber von einer Fähigkeit, über die Unterschiede der « benannten » Sprachen hinaus zu kommunizieren; dabei gehen sie so weit, diese Unterschiede als bedeutungslos, ja sogar inexistent darzustellen. Solcherlei Betrachtungen sind bestenfalls spekulativ. In der Praxis und für die grosse Mehrheit der Sprechenden existieren die Unterschiede zwischen den Sprachen sehr wohl.

*Umfrage über die Erwachsenenbildung (2011)* bestätigt, die auf mehr als 200'000 Erhebungen in über 23 Ländern basiert.

Englisch ist die Muttersprache von etwa 7% der Weltbevölkerung. Gemäss Schätzungen (bzw. gemäss den Kompetenzkriterien, nach denen jemand eine Sprache « spricht ») kann diese Zahl mit 2 bis höchstens 3,5 multipliziert werden, um den Prozentsatz an Personen, die sich weltweit auf Englisch verständigen können, annähernd zu ermitteln. Es bleiben demnach über 70% der Weltbevölkerung, die kein Englisch sprechen. Die besonders von Journalisten immer wieder angeführte Behauptung, dass Englisch « die Weltsprache » sei, stimmt nicht einmal annähernd. Sie gründet entweder auf Naivität oder bewusst überschätzter Favorisierung.

Ein anderes Beispiel einer nicht nur beschränkten, sondern auch irreführenden Sichtweise ist die Aussage, Englisch sei die « Geschäftssprache » schlechthin. Wir haben aber bereits im Fall der Schweiz festgestellt, was auch auf globaler Ebene gilt: Englisch ist sicher eine überaus wichtige Sprache, aber es ist nicht die *einzig*e wichtige Sprache. Im Rahmen eines grossen, in etwa 15 europäischen Ländern durchgeführten Forschungsprojekts haben Studien (qualitativer und nicht quantitativer Natur) kürzlich aufgezeigt, dass sogar in den multinationalen Grosskonzernen – von denen man stets sagt, es wickle sich dort alles in Englisch ab, der « offiziellen » Sprache des Unternehmens – die Realität ganz anders aussieht. Tatsächlich gebrauchen die Angestellten verschiedene Sprachen, allen voran ihre (nicht englische) Muttersprache. Die Realität des Wirtschaftslebens ist mehrsprachig.

Sicher werden viele Transaktionen im Aussenhandel auf Englisch getätigt. Aber stellen wir uns nur eine Bestellung aus Deutschland oder Österreich vor, für die es eine starke Konkurrenz gibt. Auch wenn der deutsche Kunde und der Romand als Lieferant beide Englisch sprechen, wird der Romand, der auf Deutsch wechseln kann, im Vergleich zum britischen, spanischen oder finnischen Konkurrenten, die kein Deutsch sprechen, bei sonst gleichen Bedingungen von einem Plus profitieren. Natürlich wird das nicht jedes Mal zu Buche schlagen, aber tendenziell ist es ein Vorteil. Und ein Deutschschweizer, der

Französisch spricht, hat den gleichen Vorteil auf dem französischen, algerischen, madagassischen oder kanadischen Markt.

Gemäss einer 2012 veröffentlichten ökonomischen Analyse der internationalen Handelsströme wird zwischen zwei französischsprachigen Ländern um 22% mehr Handel betrieben als zwischen zwei Ländern, die nach Bevölkerung, pro Kopf-BIP oder Handelsabkommen zwar vergleichbar wären, aber unterschiedliche Sprachen sprechen. Das gilt insbesondere in Krisensituationen: Bei wirtschaftlicher Stagnation erweisen sich die Handelsbeziehungen zwischen gleichsprachigen Ländern als robuster. Und vergessen wir nicht, dass « Handel » nicht nur Verkauf, sondern auch Einkauf bedeutet. Die direkten, dank der gemeinsamen Sprache persönlicheren Kontakte mit den Lieferanten gewähren Zugang zu besseren Preis-, Qualitäts- und Lieferbedingungen. Unsere Landessprachen sind also tatsächlich auch in der Wirtschaft Trumpf.

*10. Die heutige Sprache der Wissenschaft ist Englisch. Weshalb also soll man an den Universitäten weiterhin an Deutsch und Französisch festhalten?*

24

---

**Englisch als « die » Sprache der Forschung und der Wissenschaft zu bezeichnen, ist ein Klischee. Die alltäglichen Sprachpraktiken in Forschung und Innovation sind um einiges komplexer.**

Verdrehte Logik, angepassten Wahrheiten – mit der abenteuerlichen Herleitung der Aussage, dass « Englisch die Sprache der Forschung und der Wissenschaft » sei, liessen sich Bände füllen. Gewiss, Englisch ist die Sprache, die in der Kommunikation verschiedensprachiger Forscher hauptsächlich benützt wird. Was aber für Fachzeitschriften oder internationale Kolloquien gelten mag, darf nicht verallgemeinert werden. Das Augenmerk ist auf zwei Dinge zu richten:

Erstens: Der Alltag in der Forschung spielt sich nicht nur auf Englisch ab, im Gegenteil. In zahlreichen (auch internationalen) Forschergruppen, die an der Universität X oder Y arbeiten, wird in der internen Kommunikation die lokale Sprache benützt. Es ist die hauptsächliche und manchmal einzige Arbeitssprache,

auch wenn jedes Mitglied der Gruppe wissenschaftliche Artikel auf Englisch lesen und im Normalfall auch schreiben kann. Die reale alltägliche Wissenschaft wird in vielen Sprachen betrieben. Die Aussage, dass sich die Forschung « auf Englisch (gemeint: *nur* auf Englisch) » abwickelt, ist also falsch.

Zweitens: Es existieren Unmengen an wissenschaftlichen Arbeiten (einschliesslich Kolloquien und Publikationen) in anderen Sprachen. Unter anderem natürlich in Chinesisch, einer Sprache, in der die Menge an produzierter und publizierter Forschung exponentiell wächst: Magazine wie der *New Scientist* oder der *Nature* prognostizieren, dass China bis 2020 die Nation mit der grössten Produktion wissenschaftlicher Forschung sein wird. Aber auch in anderen Sprachsphären wird aktive Forschung betrieben. Nehmen wir Brasilien: 2005 verzeichnete hier das *Instituto Brasileiro de Informação em Ciência e Tecnologia* sage und schreibe 5'986 wissenschaftliche (alle Disziplinen eingeschlossen) und technische Zeitschriften, von denen die überwältigende Mehrheit Texte auf Portugiesisch publiziert – und viele *nur* auf Portugiesisch. Brasilien ist ein Land mit etwa 200 Millionen Einwohnern; zusammen mit den spanischsprachigen Forschern des Kontinents repräsentiert die zweisprachige spanisch-portugiesische lateinamerikanische Forschung eine Gesamtheit von fast 600 Millionen Einwohnern, also rund 70% mehr als die Vereinigten Staaten und Kanada zusammen.

Es geht hier nicht darum, die zentrale und vorherrschende Rolle des Englischen in der Wissenschaft zu bestreiten (nicht umsonst sind ja auch einige der am Ende dieses Textes zitierten Werke in Englisch). Aber es muss auf der Aussage bestanden werden, dass Englisch nicht die *einzig*e Sprache der Wissenschaft und der Forschung ist, entgegen dem irrigen Klischee, das stetig und bereitwillig kolportiert wird.<sup>14</sup> Zwischen den Zeilen taucht da doch die interessante Frage auf, aus welchen

---

<sup>14</sup> Eine andere Frage ist die, ob es wünschenswert wäre, dass die wissenschaftliche Forschung in einer einzigen Sprache stattfände, etwa um den Informationsaustausch zu erleichtern. Gemäss überwiegender Meinung (gestützt auf Arbeiten, die erst jetzt nach und nach veröffentlicht werden) wäre es im Gegenteil ein ernsthafter Verlust, denn Kreativität (und, konsequenterweise, Innovation) gedeiht gerade in der

Gründen Publizisten die Stellung einer dominanten Sprache bewusst derartig überzeichnen und die anderen Sprachen gleichsam *ins Abseits schieben*. Es lässt mitunter an die bereits erwähnten macht- und geostrategischen Themen denken – auf die wir hier nicht eingehen können, die aber erwiesenermassen real sind.

### ***III. Pädagogische Aspekte***

*11. Die Meinungen über das ideale Alter für den Fremdsprachenerwerb gehen weit auseinander. Ist es wirklich wichtig, möglichst früh damit zu beginnen?*

**Es ist nicht unumgänglich, aber wünschenswert. Eine ganze Reihe von gewichtigen Gründen spricht dafür.**

Bedauerlicherweise wird gerade diese Frage momentan in der öffentlichen Debatte instrumentalisiert – auch in Kreisen, in denen derlei pädagogische Fragen bis anhin keine grosse Beachtung fanden.

Der Erfolg im Fremdsprachenerwerb ist an mehrere Faktoren gebunden, die sich in drei grosse Gruppen gliedern lassen:

Eine erste Gruppe hängt vom Schüler selbst und seinem familiären Umfeld ab: persönliche Vorlieben, Motivation, Alter, Einstellung der Eltern, Sprachkompetenzen und kulturelles Kapital der Familie, persönlicher Mobilitätshintergrund in unterschiedli-

---

Begegnung verschiedener Perspektiven und lässt so neue Sichtweisen entstehen. Solches wird es in einer einsprachigen und damit monokulturellen Forschung viel seltener geben.

chen Sprachgebieten und zweifellos auch eine mehr oder weniger angeborene Leichtigkeit im Umgang mit Sprache. Diese Faktoren interagieren untereinander.

Eine zweite Gruppe geht auf das Erziehungssystem zurück: Anordnung im Stundenplan, Relevanz der pädagogischen Methoden, Qualität der Lehrmittel, Ausbildung und Erfahrung der Lehrer, ergänzende Förderung in Form von Sprachaufenthalten etc. Es handelt sich hierbei um Faktoren, die die Politik des Sprachunterrichts im Prinzip kontrollieren und entsprechend den angestrebten Zielen und verfügbaren Ressourcen dosieren kann.

In einer dritten Gruppe findet man die gesellschaftlichen Faktoren: Gebrauch der Sprachen in verschiedenen Auftritten (Print- und audiovisuelle Medien, Internet, Werbung) durch verschiedene Akteure (Verwaltungen, Unternehmen, Vereine), denen man in diversen Lebensbereichen begegnet (Arbeit, Freizeit, Reisen). Alle diese Faktoren zusammen verhelfen einer Sprache zu unterschiedlicher Wahrnehmbarkeit und dadurch zu mehr oder weniger Ansehen, was sie als Lernobjekt mehr oder weniger erstrebenswert macht.<sup>15</sup>

Sprachunterricht und -erwerb sind demnach in einem ausserordentlich komplexen Gewebe miteinander verflochten, das zu entwirren die Forschung nach wie vor gefordert ist. Vereinfachungen und Pauschalurteile sind dabei unbedingt zu vermeiden. Was hat es nun also mit einem einzigen dieser Faktoren auf sich, dem Alter, in dem man eine Sprache lernt? Beschränken wir uns hier auf zwei Bemerkungen.

Erstens: Das Alter an sich ist nicht massgeblich. Sprachen kann man in jedem Alter lernen, indem man verschiedene Lernstrategien mehr oder weniger effizient ausschöpft. Tatsache ist

---

<sup>15</sup> Erstrebenswert im Sinne eines vorherrschenden Trends. Man kann sich ja schliesslich auch für eine wenig populäre und weitgehend unbekannte Sprache begeistern und sie mit ungebremstem Einsatz lernen. In solchen Fällen handelt es sich aber meist nicht um die Sprachen, die in den Lehrplänen angeboten werden!

aber, dass man mit fortschreitendem Alter weniger Zeit und weniger mentale Ressourcen dafür einsetzen kann. Zudem kann die – objektive oder subjektive – Schwierigkeit des Erwerbs einer Sprache mit dem Alter zunehmen, insbesondere hinsichtlich dessen, was ich hier der Einfachheit halber « den Akzent » nenne.<sup>16</sup> Aber ein später Erwerb ist keineswegs ausgeschlossen.

Zweitens: Es scheint, dass der Einfluss des Alters auf den Spracherwerb nicht linear verläuft. Eine mögliche Erklärung könnte die folgende sein: In ganz jungen Jahren werden für das Erlernen einer zweiten oder dritten Sprache dieselben Mechanismen aktiviert wie für den Erwerb der Muttersprache. Diese Plastizität wird im Alter von etwa sechs oder sieben Jahren – allerdings mit markanten individuellen Unterschieden – verwischt. Demzufolge ist dieses Alter für die Einführung der Landessprachen (Frühdeutsch bzw. *Frühfranzösisch*<sup>17</sup>) eigentlich nicht das *ideale*, was aber natürlich nicht heißen will, dass der Landessprachenunterricht in diesem Alter wirkungslos ist. Ein anderer günstiger Zeitpunkt kommt im Alter von etwa zwölf Jahren, wenn Jugendliche bestimmte analytische Fähigkeiten entwickeln. Im Sprachunterricht können sie damit auf Abstraktionen und infolgedessen auf Regeln zurückzugreifen. Mit anderen Worten: In diesem Alter kommt man – mit Methoden, die

---

<sup>16</sup> Die Frage der « Schwierigkeit » einer Sprache wird unter Soziolinguisten heftig debattiert. Manche bezweifeln, ob es überhaupt möglich ist, eine Sprache *objektiv* als schwieriger als eine andere zu kategorisieren. Es herrscht allerdings ein gewisser Konsens darüber, dass die Schwierigkeit des Erwerbs einer Sprache zusammenhängt mit ihrer Unterschiedlichkeit zu den Sprachen, die man bereits beherrscht, insbesondere zur Muttersprache. Dies betrifft sowohl die Morphosyntax (klassisches Beispiel: die komplexen Deklinationen in Russisch) als auch die Phonologie (bei den Schwierigkeiten von Tonalsprachen wie Chinesisch oder Thai oder von Klicksprachen wie Zulu oder Xhosa); solche Herausforderungen sind im Allgemeinen in jungen Jahren leichter zu meistern.

<sup>17</sup> Auf Deutsch im Originaltext.

sich grundlegend von denen unterscheiden, die man in der frühen Kindheit angewendet hätte – im Erwerb einer Fremdsprache schneller voran.

Fassen wir zusammen: Das Alter spielt eine komplexe Rolle, aber insgesamt gilt: « besser früh als spät ». Dies auch deshalb, weil eine früh im Leben getätigte Investition während einer grösseren Anzahl von Jahren verwertet werden kann: Ein Roman, der schon in der Primarschule gute Grundkenntnisse in Deutsch erworben hat, wird im (sehr lernfokussierten) Jugend- und jungen Erwachsenenalter davon profitieren. Er kann sich in Berlin oder Zürich aufhalten bzw. sogar dort studieren; solche Möglichkeiten wären weitgehend eingeschränkt, wenn der Erwerb auf das Erwachsenenalter hinausgeschoben würde. Dasselbe gilt natürlich ebenso für einen jungen Deutschschweizer, der einen Aufenthalt in Lausanne, Paris, Montreal oder Dakar plant.

*12. Der Erfolg des heutigen Landessprachenunterrichts bleibt aus. Warum nicht einfach darauf verzichten?*

**Der Landessprachenunterricht liefert in der Tat enttäuschende Resultate. Es gibt aber ein ganzes Arsenal an Strategien, die die Effizienz dieses Unterrichts steigern könnten. Man muss sie allerdings nutzen wollen und seine Prioritäten mit Bedacht setzen.**

Die Ergebnisse der jüngsten Volkszählung zeigen zwar auf, dass die Schweizer mehrere Sprachen beherrschen und auch regelmässig anwenden; 40% bis 50% von ihnen können sogar als zweisprachig bezeichnet werden. Doch das Niveau, das die Jugendlichen in den Landessprachen erreichen, bleibt weit unter den Erwartungen zurück.

Beim Thema Sprachunterricht sollten wir uns in erster Linie den Fragen der Wahrnehmung und der Attraktivität der betreffenden Sprache widmen. In einer aktuellen (bei der Abfassung dieser Zeilen noch nicht publizierten) Umfrage bei jungen Erwachsenen, die anlässlich der Aushebung zur Rekrutenschule

durchgeführt wurde, wird die *Attraktivität* des Landessprachenunterrichts – ausser von einem kleinen Grüppchen von Einsichtigen – ziemlich katastrophal bewertet. Von über 36'000 Befragten schätzen 62%, dass die « erste andere Landessprache » für ihre Ausbildung nicht relevant sei (im Gegensatz zu den 38%, die das Gegenteil denken). Eines der zweifellos besorgniserregendsten Resultate ist die Aussage von rund 77% der Teilnehmer, der Unterricht in dieser Sprache sei nicht anregend und uninteressant (im Gegensatz zu bescheidenen 23% mit umgekehrter Meinung).

Welche Konsequenz soll daraus gezogen werden? Resignation wäre eine fragwürdige Antwort. Vergessen wir nicht, dass Mathematik bei den Schülern ebenfalls kein sehr hohes Ansehen genießt – aber niemand kommt deswegen auf die Idee, den Mathematikunterricht auf später zu verschieben oder ganz aus den Lehrplänen zu streichen. Wäre nicht eher daraus zu schliessen, dass man sich besserer Mittel zum Erfolg bedienen sollte? Es gibt gute Gründe, sich für diesen zweiten Schluss zu entscheiden – nur schon deshalb, weil er optimistisch und nicht resignativ ist. Der beste Grund aber bleibt der, dass die Landessprachen – wie oben erläutert – eine politische Notwendigkeit sind und wirtschaftliche Vorteile einbringen.

Was können wir also tun? Anstelle eines ausführlichen Massnahmenkatalogs zeige ich hier einige mögliche Vorgehensweisen und Prioritäten auf.

Erstens muss der Landessprachenunterricht entstaubt werden, indem man ihn unmittelbar vor Ort in einen alltäglichen Kontext setzt. Gewiss ist das schwieriger umzusetzen in Frauenfeld, Stans oder Vevey als in Basel, Brig oder Freiburg. Je näher der Sprachgrenze man ist, desto leichter lassen sich alltäglicher Austausch und Kontakt in die pädagogische Vorgehensweise integrieren. Wer weit von der Sprachgrenze lebt, muss kreativer sein und alle vorhandenen Register ziehen: gelegentlicher Austausch, audiovisuelle Medien, Veranschaulichung der in Zukunft möglichen Kontakte durch Reisen etc. Die Schweiz kann auf eine äusserst reiche pädagogische Tradition zurückgreifen und

verfügt in allen Landesteilen über enthusiastische und kompetente Sprachlehrer. Es gilt, sie in ihren Anstrengungen zu unterstützen und keinesfalls bei den Mitteln für ihren Unterricht zu knausern. Der Rolle dieser Lehrer im « Modell Schweiz » kann gar nicht genug Bedeutung beigemessen werden.

Die Frage der Rekrutierung dieser Sprachlehrer ist im Übrigen ebenfalls von Bedeutung. Womöglich ist es nicht optimal, dass der erste Kontakt der Kinder mit Deutsch oder Französisch mehrheitlich den Lehrern der Grundlagenfächer anvertraut wird; manche von ihnen sind im Umgang mit Fremdsprachen nicht eben motiviert und fühlen sich in Sprachlektionen nicht wohl. Wir wollen hier aber nicht eine Diskussion eröffnen, die schnell sehr technisch würde. Doch vielleicht muss die Art der Umsetzung von Frühdeutsch und *Frühfranzösisch*<sup>18</sup> von Grund auf überdacht werden.

In das Kapitel der Modernisierung und der Entstaubung gehört auch die Frage der Lehrmittel (Schulbücher, Bild- und Tonträger, Online-Lernhilfen etc.). Hier wurden zwar bereits grosse, lobenswerte Anstrengungen unternommen, ob sie aber auch ausreichend und vor allem zweckmässig ausgerichtet waren, steht nicht ausser Zweifel. Verschiedene, in Gesprächen mit Lehrern gesammelte Aussagen geben zumindest Anlass zur Auffassung, dass noch viel zu tun bleibt. Mit dieser Frage sollten sich wohl die Didaktiker nicht allein, sondern in Zusammenarbeit mit Spezialisten anderer Disziplinen wie Soziolinguisten, Soziologen u.a. beschäftigen.

Zweitens gilt es, so früh und so oft wie möglich auf den zweisprachigen Unterricht zu setzen. Das Prinzip dieser sogenannten Teilimmersion ist bekannt: Bestimmte Fächer (ein gutes Drittel des Lehrplans) werden nicht in der Muttersprache des Lehrers unterrichtet, sondern in der Zielsprache, derjenigen, die gelehrt werden soll. In der Schweiz wurde diese Methode im Allgemeinen « von oben her » eingeführt: Auf Gymnasialstufe,

---

<sup>18</sup> Auf Deutsch im Originaltext.

in den Jahren vor der Matura, gibt es zweisprachige Studiengänge. Wenn man den Mangel an Mitteln und vor allem an Lehrern bedenkt, war das eine vernünftige Entscheidung. Aber diese Studiengänge genügen bei weitem nicht, um den Bedarf zu decken. Diese Option muss ausgebaut werden, sowohl horizontal als auch vertikal – und das ist dann eben eine der oben erwähnten Prioritäten.

Horizontal heisst, das Angebot nicht nur in den Gymnasien, sondern auch in anderen Bildungsgängen einzuführen; also auch in den Berufsschulen, die viel mehr junge Leute betreffen. Übrigens gibt es bereits einige zweisprachige Angebote für die KV-Berufslehre. Die obligatorische Einführung dieser Methode würde wohl viele Probleme schaffen, aber sicher ebenso viele lösen. Die Wahl eines zweisprachigen Studiengangs verbliebe letztendlich weiterhin beim Lehrling bzw. seinen Eltern. Jedenfalls weiss man, dass das aktuelle Angebot den Bedarf nicht zu decken vermag. Die Nachfrage wäre ausreichend, um noch etliche weitere Klassen zweisprachiger Bildungsgänge zu führen.

Vertikal heisst, die Teilimmersion im Lehrplan Jahr für Jahr nach unten auszuweiten. Der Geschichts- oder Mathematikunterricht in einer anderen Sprache würde so von den obligatorischen Lektionen dieser Sprache bereits ab der Primarschule vorbereitet und gleichzeitig dem Sprachunterricht auf Primarstufe einen handfesten praktischen Nutzen verleihen.

Erforderlich sind kompetente Lehrer und geeignetes Lehr- und Lernmaterial. Improvisieren lässt sich das nicht, was mithin ein weiterer Grund dafür ist, den Ausbau zweisprachiger Studiengänge zu priorisieren. Gemeint ist dieser prioritäre Ausbau aber *in den Landessprachen*, d.h. Französisch und Deutsch in Genf, Deutsch und Französisch in St. Gallen. Es besteht zweifellos ein grosses Bedürfnis für diese Praktik; in Kanada etwa erfreut sich der Immersionsunterricht grosser Beliebtheit (namentlich im englischsprachigen Ontario, wo auf diese Weise erfolgreich Französisch unterrichtet wird).

*13. Reicht der politische und wirtschaftliche Nutzen aus, um den Landessprachenunterricht zu rechtfertigen und gesetzlich zu verankern?*

**Der praktische Nutzen der Landessprachen ist offensichtlich. Aber dahinter muss das Bemühen stehen, sich die « erste andere Landessprache » zu eigen zu machen.**

Hier muss zunächst einer Irrdebatte zuvorgekommen werden, die unnötigerweise « utilitaristische » und « humanistische » Motivationen gegeneinander auszuspielen versucht. Aus Sicht der Wirtschaftsanalyse (dem Fachgebiet des Autors dieser Zeilen) existiert diese Kluft nämlich gar nicht: Ein jeder versucht in seinem Leben, « das Beste zu machen aus dem, was er hat » (in der Fachsprache « Nutzenmaximierung unter Restriktionen »). Dies betrifft sowohl das Berufs- als auch das Privatleben, sowohl die materiellen und finanziellen Entscheidungen als auch Symbol- und Gefühlsfragen; all diese Herausforderungen sind im täglichen Leben gleichzeitig präsent. Infolgedessen lassen sich die verschiedenen Gründe, derentwegen eine Sprache gelernt werden soll, nicht klar voneinander trennen. Man lernt sie, *weil man gute Gründe dafür hat*, ob diese Gründe nun im Berufsleben oder in der Liebe zur Literatur zu suchen sind. Es ist einfach die Dosierung der verschiedenen Motivationen, die je nach Person variiert, nach ihrer persönlichen Geschichte, ihrem sozialen Umfeld, ihrer geographischen Umgebung, ihren beruflichen oder privaten Zielen.

Wir haben gesehen, dass es handfeste politische und wirtschaftliche Gründe gibt, die Landessprachen zu lernen. Das reicht eigentlich zur Rechtfertigung des Sprachunterrichts bereits aus. Aber die heutige Situation liesse sich durchaus noch verbessern durch Aufzeigen weiterer Gründe, die Jugendliche für den Erwerb der Landessprachen motivieren könnten. Und hier taucht nun der Aspekt der *An-Eignung* auf. Gewiss lässt sich diese nicht einfach verordnen, aber sie lässt sich kultivieren. Die Bildungspolitik kann dazu beitragen, dass sich die jungen Schweizer die Landessprachen *zu eigen machen* wollen.

Es ist wichtig, den Sinn dieses Ausdrucks richtig zu verstehen, denn er könnte schnell zur hohlen Metapher werden.<sup>19</sup> Gemeint ist damit ein Gefühl der Verbundenheit, eine gewisse Vertrautheit, ein Empfinden des Teilhabens und der Involvierung in Bezug auf die Zielsprache und den politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontext, in dem sie gesprochen wird: Man macht sie sich *zu eigen*, zu einem kleinen Teil seiner selbst. Das mag etwas diffus anmuten, ist aber essentiell bedeutsam.

Um in der Deutschschweiz den Stellenwert des Französischen anzuheben, darf in Erinnerung gerufen werden, dass Französisch nicht nur in der kleinen Romandie oder in Frankreich (das zudem gegenwärtig mit einem gewissen Imageverlust belastet ist) gesprochen wird. Man muss darauf hinweisen, dass die Schweiz seit 1997 Mitglied der (grossgeschriebenen) *Francophonie* ist, der *Organisation internationale de la Francophonie OIF*, die heute 57 Mitglieds- und etwa zwanzig Beobachterstaaten zählt. Zwar gibt es einige Mitgliedsstaaten, die zur französischen Sprache fast nur symbolische Beziehungen unterhalten, aber in der Mehrheit ist Französisch Amtssprache und wird von breiten Bevölkerungsgruppen gesprochen; auf jeden Fall von den bildungsnahen Schichten, mit denen ein junger Schweizer Student auf Reisen am ehesten in Kontakt kommt – oder auch ein Deutschschweizer, der aus beruflichen Gründen Kontakte jenseits der Saane oder des Jura oder in Übersee knüpft. Sehr indirekt zwar, aber gleichwohl haben die Deutschschweizer dank der Schweizer Mehrsprachigkeit Anteil an der (diesmal kleingeschriebenen) *francophonie* als sozialer und kultureller

---

<sup>19</sup> Es gibt in der angewandten Linguistik Forschungszweige, in denen die *ownership* (das « Eigentumsrecht ») an einer Sprache thematisiert wird. Diese weisen aber in eine ganz andere – im Übrigen ziemlich irreführende – Richtung: Es geht um die Legitimität der nicht-muttersprachlichen Sprecher einer Sprache (z.B. Englisch), die Regeln der Standardsprache, wie sie von den Muttersprachlern angewendet werden, zu missachten und stattdessen nicht-standardmässige Wendungen einzuführen, die z.B. von ihrer eigenen Muttersprache herrühren.

Realität. Das Bewusstsein, hier dazuzugehören, sollte hauptsächlich durch Information gefördert werden, denn viele haben keine Kenntnis davon.

Sich die Landessprachen zu eigen zu machen ist vor allem Einstellungssache. Sie geht aus der unter Frage 3 dargelegten Auffassung hervor, nach der sich die Sprachgemeinschaften der Schweiz gegenseitig helfen, *zu sich selbst zu werden*. Ein Beispiel dafür ist etwa die Reaktion auf die wenig sensible Idee einiger Beamter der Bundesverwaltung anfangs der neunziger Jahre, die Identitätskarten dergestalt zu « rationalisieren », dass Rätoromanisch durch Englisch ersetzt werden sollte. Dieser schmerzliche Mangel an politischer Intelligenz hatte in allen Sprachregionen ein Aufbegehren hervorgerufen, das die Verwaltung schliesslich zur Umkehr zwang. Aus diesem Grund sind unsere Identitätskarten und Pässe heute fünfsprachig: vier Landessprachen plus Englisch. Warum aber war der Erhalt des Rätoromanischen auch ein Anliegen der fernen Romandie, wo man dieser Sprache so gut wie nie begegnet? Weil das Rätoromanische – indirekt – ebenfalls Teil (wenn auch nur ein sehr kleiner) der Identität von uns Romands ist. Mit der Vernachlässigung von Rätoromanisch und Italienisch auf der Bundesebene ging demnach ein kleines Stück von uns selbst verloren.

*14. Liegt die Lösung in der Förderung von Sprachaufenthalten?*

**Dieses Element kann natürlich zur Lösung beitragen. Aber man sollte den Sprachaufenthalten nicht *das gesamte Gewicht des nationalen Zusammenhalts* aufbürden.**

Manche Teilnehmer dieser Debatte – Befürworter der Verschiebung des Landessprachenunterrichts auf die Sekundarstufe – sind der Meinung, die Effizienz des Unterrichts könnte gesteigert werden, wenn er mit Austauschprogrammen und Sprachaufenthalten ergänzt würde. Der Wert der Sprachaufenthalte ist unbestritten, aber man sollte nicht zu viel Hoffnung in dieses

Konzept setzen. Beim aktuellen Stand der Dinge dienen Sprachaufenthalte jedenfalls nicht zuletzt der Beruhigung des Gewissens, ohne besonders grossen Aufwand betreiben zu müssen.

Warum diese Vorbehalte? Zunächst, weil wir nicht über die Mittel verfügen, kurz- oder langfristig ein regelrechtes Sprachaustauschsystem auf die Beine zu stellen. Sprachaufenthalte müssen, um wirksam zu sein, den Lernenden in eine andere Sprache und eine andere Kultur einbetten, und zwar in einem institutionell soliden und emotional einladenden Umfeld. Idealerweise sollte dafür auf breiter Basis eine Methode von der Art der Organisation YfU (« Youth for Understanding ») eingeführt werden, die Jugendlichen seit Jahrzehnten ermöglicht, ein Schuljahr im Ausland zu verbringen. Am Anfang bot YfU den jungen Schweizern als Destination nur die Vereinigten Staaten an; heute steht eine viel breitere Palette an Ländern zur Auswahl. Aber selbstverständlich sind Methoden dieser Art weit von einer allgemeinen Einführung entfernt. Deshalb ist auch wenig erstaunlich, dass sich die Beschwörung von Sprachaufenthalten in der gegenwärtigen Debatte in ziemlich vage Rhetorik hüllt. Man hört vor allem die bewährten hehren Grundsätze.

Man muss sich eingestehen, dass ein gegenseitiges Austauschsystem im grossen Massstab bzw. bei Teilnahme der Mehrheit der jungen Schweizer aufgrund der demographischen Ungleichheit zwischen den Sprachgemeinschaften der Schweiz äusserst schwierig zu konzipieren wäre. Es sei denn, man begnügte sich mit kurzen und oberflächlichen Aufenthalten, die einfacher zu organisieren sind; diese blieben aber Stückwerk und würden letztlich nur einen kleinen Prozentsatz der Lernenden betreffen. So wäre nur einer Minderheit vergönnt, von fruchtbaren Sprachaufenthalten zu profitieren.

Hinzu kommt, dass ein erfolgreicher Sprachaufenthalt erwünscht sein muss. Die Idee von *obligatorischen* Aufenthalten könnte sich als kontraproduktiv erweisen. Die Resultate der oben erwähnten Umfrage bei den zukünftigen Rekruten zeigen erstaunlicherweise auch die Tatsache, dass sich ein Aufenthalt

im Ausland oder in einer anderen Sprachregion der Schweiz kaum auf die interkulturelle Öffnung eines Jugendlichen auswirkt (jedenfalls soweit sich diese in Persönlichkeitstests überhaupt messen lässt), sondern vielmehr die *Anzahl* an Ländern, die ein Jugendlicher besucht hat. Ein nicht gewollter oder negativ erlebter Aufenthalt könnte demzufolge zu einem ungewollten Ziel führen. Austauschprogramme und Aufenthalte in einer anderen Sprachregion der Schweiz sollen wohl gefördert und in einem Bildungsgang auch mit der Anrechnung zusätzlicher Kreditpunkte belohnt werden, aber in absehbarer Zukunft werden sie den Erhalt der erwünschten Mehrsprachigkeit nicht garantieren können – so sehr uns das ab und zu auch vorgegaukelt und gleichzeitig eifrig die Verschiebung der Landessprachen zu den (in jeder Hinsicht) sekundären Fächern schmackhaft gemacht wird, um das Feld schliesslich dem Englisch überlassen zu können.

*15. Wie soll der Dualität Hochdeutsch-Schweizerdeutsch Rechnung getragen werden?*

37

---

**Die Verwendung von Hochdeutsch und Dialekt ist Sache unserer Deutschschweizer Mitbürger. In Anwendung bestimmter Zugeständnisse bedeutet es für die Schweizer Viersprachigkeit kein Problem.**

Dass es neben Hochdeutsch noch eine ganze Reihe von schweizerdeutschen Dialekten gibt (der Einfachheit halber wird hier im Singular von « Schweizerdeutsch » oder « Dialekt » gesprochen), verkompliziert die Angelegenheit noch. Aber nicht Schweizerdeutsch, sondern Hochdeutsch ist eine der offiziellen Sprachen der Schweiz; und deshalb ist es legitim, dass die romanischsprachigen Minderheiten in sämtlichen Kontexten mündlicher Interaktion von Deutschschweizern mit Romands und Tessinern die Verwendung von Hochdeutsch fordern – und dass sie ihnen auch zugestanden wird.

Im Gegenzug liegt es an den romanischsprachigen Minderheiten, ihr Interesse für Schweizerdeutsch kundzutun; wenn auch

nur deshalb, weil es in der Identität der Mehrheit unserer Deutschschweizer Mitbürger eine wichtige Rolle spielt. Konkret bedeutet das – vor allem für diejenigen, die sich aus beruflichen oder privaten Gründen regelmässig in der Deutschschweiz aufhalten –, eine gewisse Aufnahmefähigkeit für den Dialekt zu entwickeln, d.h. ihn (wenn auch nur ansatzweise) verstehen zu lernen. Gewiss, auch dazu braucht es Mittel. In dieser Hinsicht ist die Entscheidung des Erziehungsdepartements des Kantons Genf, eine Sensibilisierung für Schweizerdeutsch in den Rahmen einiger Deutschlektionen zu integrieren, sehr zu begrüssen; hoffen wir, dass die anderen Kantone der Romandie nachziehen. Der Vorwand, man könne sich nicht für einen der zahlreichen schweizerdeutschen Dialekte entscheiden, ist indes müssig. Deutschschweizer verschiedener Regionen können sich untereinander problemlos in ihrem jeweiligen Dialekt verständigen. Den Romands kann die Sensibilisierung für ein nicht allzu spezielles Idiom als Basis dienen, von der aus sie dann je nach Bedarf weitergehen können. Das genügt bereits, um unseren Deutschschweizer Mitbürgern unser Interesse für sie zu bezeugen – das ist schlichte Höflichkeit.

Die Dualität Hochdeutsch-Schweizerdeutsch, in wissenschaftlichen Arbeiten oft mit dem Ausdruck « Diglossie » bezeichnet, kann durchaus in Komplementarität statt in Konkurrenz gelebt werden. Jede Sprache, besonders in gesprochener Form, ist ein Kontinuum von Ausformungen, mit einer je nach Sprache mehr oder weniger grossen Variabilität (sehr gross für Italienisch oder Deutsch auf regionaler Ebene, weniger z.B. für Russisch). Ohne sich in eine Debatte einzumischen, die in erster Linie unsere Deutschschweizer Mitbürger betrifft, darf festgehalten werden, dass eine komplementäre statt konkurrierende Sichtweise von Hochdeutsch und Dialekt für die Zukunft unseres gemeinsamen Modells nur heilsam sein kann.

## Anstelle eines Fazits

Die Angelegenheit soll nicht dramatisiert werden, aber ebenso wenig darf man sie auf die leichte Schulter nehmen. Die Spannungen sollen nicht angeheizt werden, aber ebenso wenig darf man sich von naivem Optimismus leiten lassen. Wir machen derzeit eine heikle Phase durch, in der es wichtig ist zu klären, wohin die Reise geht – und *warum*.

Bei diesem *Warum* geht es um nichts Geringeres als um das Wesen der Schweiz, um den Fortbestand eines äusserst originellen und nützlichen Modells, um dessentwillen der Landessprachenunterricht keinesfalls geopfert werden darf. Wir haben unter Frage 4 gesehen, dass die diesbezüglichen Erfahrungen der Schweiz auch andernorts von Nutzen sein können. In der Schlussbetrachtung ist nochmals auf diesen zentralen Punkt zurückzukommen. Denn was uns letztlich nicht nur heraus-, sondern bei weitem überfordert, ist die Verschiedenheit und die Multipolarität der Welt, die wir hier in ihren Schweizer Ausformungen sehen. Wir müssen deshalb Klartext reden und in die Schranken weisen, wer diese Verschiedenheit negieren oder herunterspielen will.

Da gibt es einerseits diejenigen, die sich selbst als « pragmatisch » bezeichnen, die Welt aber tatsächlich sehr ideologisch sehen. Ihre « kosmopolitistische » Weltanschauung kombiniert in widersprüchlicher Weise elitäre Arroganz mit offenkundiger Naivität – und vermag dabei die Geringschätzung der Landessprachen oftmals kaum zu kaschieren. Sie geht nicht selten einher mit einer gewissen Faszination für Überlegenheit (von Län-

dern, Sprachen etc.), die in bestimmten geschichtlichen Zeitabschnitten mit Prestige und Macht in Verbindung gebracht wird. Sie könnte wohl als Beispiel dienen für die Einstellung, die Etienne de La Boétie schon im 16. Jh. in seiner *Abhandlung über die freiwillige Knechtschaft* anprangert. Es ist aber auf jeden Fall nicht die Art von Weltanschauung, die unser politisches Modell am Leben erhalten wird.

Andererseits gibt es die Ideologen der Abschottung, versteift in einem gewissen Desinteresse, ja einer Zurückweisung des sprachlich und kulturell Anderen. Mittlerweile beginnt sich diese Ablehnung (zumindest bei manchen führenden Köpfen dieser Weltanschauung) sogar gegenüber den eigenen Partnern zu manifestieren; in unserem Fall gegenüber den Romands, die in dieser Partnerschaft aber genauso legitim sind wie sie selbst. Mit anderen Worten: Gewisse politische Akteure, die die *Suissitude* für sich beanspruchen und zu verteidigen vorgeben, bereiten vielmehr ihren Untergang.

Zwischen diesen zwei Bedrohungen gilt es einen klaren Kopf und eine klare Linie zu bewahren. Es gilt das politische Modell und die Viersprachigkeit, in der es sich verkörpert, immer wieder zu bestätigen. Und dazu müssen Unterricht und Erwerb der Landessprachen verteidigt und gefördert werden. Nur so ist langfristig eine lebendige und beständige Mehrsprachigkeit denkbar.

*Val Ferret (VS) und Genf  
12. September 2014*

*Aktualisierte Version: 3. Oktober 2014*

*Deutsche Übersetzung: 4. Januar 2016*

## Literaturhinweise

*Ein Literaturverzeichnis, selbst ein sehr selektives, könnte problemlos mehrere hundert Titel aufführen. Hier werden nur wenige spezifische Quellen angegeben, insbesondere diejenigen, aus denen die im Text zitierten Zahlen stammen.*

Die aktuelle Debatte wird eher in den Medien als in wissenschaftlichen Arbeiten geführt. Man kann sich demnach auf online bereitgestellte Dokumentationen von Printmedien, von Radio- und Fernsehsendern oder etwa vom Institut für pädagogische Forschung und Dokumentation (Institut de recherche et documentation pédagogique IRDP) in Neuenburg beziehen: [http://www.irdp.ch/documentation/veille\\_documentaire/index.html](http://www.irdp.ch/documentation/veille_documentaire/index.html).

Über die historische Verankerung des Schweizer Modells zitiere ich DARDANELLI, Paolo, 2012: « Multi-lingual but mono-national: exploring and explaining Switzerland's exceptionalism », in F. Requejo and M. Caminal (eds.), *Federalism, Plurinationality and Democratic Constitutionalism*. Abingdon: Routledge, 295-323.

Für eine aktuelle Bilanz mit klar bezogenen Standpunkten zur Sprachenfrage in der Schweiz siehe z.B. RIBAUD, José, 2010: *La Suisse plurilingue se dégingle. Plaidoyer pour les quatre langues nationales suisses*, Neuenburg: Éditions Delibreo.

Für eine grundlegende Diskussion über die Vielfältigkeit und die Mehrsprachigkeit in der heutigen Welt (aber ohne direkten Bezug zur Schweiz) ist eine der fundiertesten Arbeiten MAY, Stephen, 2012: *Language and Minority Rights. Ethnicity, Nationalism, and the Politics of Language* (2nd ed.). New York: Routledge.

Die ökonomische Schätzung der *Rentabilität* der Landessprachen ist Gegenstand einer vertieften, vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) und Bundesamt für Statistik (BFS) kofinanzierten Studie und

gibt Anlass zu zahlreichen Publikationen. Umfassend ist GRIN, François, 1999: *Compétences et récompenses. La valeur des langues en Suisse*, Freiburg: Éditions Universitaires.

Die *Verwendung* der Sprachen in den Schweizer Unternehmen wurde in mehreren Umfragen erforscht. Eine Zusammenstellung ist online verfügbar, insbesondere bei ANDRES, Markus, et al., 2005: *Fremdsprachen in Schweizer Betrieben*, Olten: FH Nordwestschweiz, <http://www.fhnw.ch/wirtschaft/pmo/forschung/publikationen/fremdsprachen-in-schweizerbetrieben.pdf>.

Für die Zahlen betreffend den Sprachgebrauch im Handwerkssektor siehe GRIN, François, SFREDDO, Claudio et VAILLANCOURT, François, 2009: *Langues étrangères dans l'activité professionnelle*, Rapport au FNS, <http://www.unige.ch/traduction-interpretation/recherches/groupe/elf/recherche-activite/LEAP/LEAP-RF-7logos.pdf>.

Einen Überblick über die Vielsprachigkeit in der wirtschaftlichen Aktivität bieten GRIN François, SFREDDO Claudio and VAILLANCOURT, François, 2010: *The Economics of the Multilingual Workplace*, New York: Routledge.

Die ökonometrische Schätzung der Bedeutung der Sprachen in den internationalen Handelsströmen wird behandelt von CARRÈRE, Céline et MASOOD, Maria, 2014: *Le poids économique des principaux espaces linguistiques dans le monde*, Clermont-Ferrand: FERDI, und Genf: Global Studies Institute.

Über die wiederholte Überschätzung der Verbreitung von Englisch, insbesondere in Europa, siehe z.B. GAZZOLA, Michele, 2014: « Partecipazione, esclusione linguistica e traduzione: Una valutazione del regime linguistico dell'Unione europea », Genève: *Cahiers de recherche de l'Observatoire ELF*, Nr. 12, <http://www.unige.ch/traduction-interpretation/recherches/groupe/elf/documents/elfwp12.pdf>.

Eine Zusammenstellung interessanter Beiträge über die Sprachen in der internationalen wissenschaftlichen Forschung findet man bei CARLI, Augusto et AMMON, Ulrich (dir.), 2007: *Linguistic inequality in scientific communication today* (Sonderausgabe der AILA Review, Nr. 20).

Literatur zur pädagogischen Erforschung des Fremdsprachenunterrichts gibt es im Überfluss. Eine vollständige Diskussion über die Rolle des Alters findet man bei SINGLETON, David and RYAN, Lisa, 2004: *Language Acquisition: The Age Factor*, Clevedon: Multilingual Matters.

Das Kompetenzzentrum für Mehrsprachigkeit des gleichnamigen Instituts der Universität und der Pädagogischen Hochschule Freiburg hat am 23. September 2014 einen Überblick über die Fachliteratur zur Rolle des Alters beim Fremdsprachenerwerb online gestellt: LAMBELET, Amelia und BERTHELE, Raphael: *Alter und schulisches Fremdsprachenlernen*, <http://www.zentrum-mehrsprachigkeit.ch/forschung/literaturberichte/forschungsbericht.html>.

Der zweisprachige Unterricht ist in der Schweiz immer besser bekannt. Für eine eingehende Untersuchung siehe z. B. GAJO, Laurent, 2011: *Immersion, bilinguisme et interaction en classe*. Paris: Dider Érudition.

Zur Umsetzung des Immersionsunterrichts in den verschiedenen Bildungsgängen siehe z. B. JANSEN O'DWYER, Esther, 2007: *Two for One – Die Sache mit der Sprache. Didaktik des zweisprachigen Sachunterrichts*, Bern: h.e.p. Verlag.

Die von der Stiftung « Sprachen und Kulturen » herausgegebene Zeitschrift *Babylonia* ([www.babylonia.ch](http://www.babylonia.ch)) ist eine reiche Quelle kurzer und zielgerichteter Artikel in Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch und Englisch über verschiedene Aspekte des Fremdsprachenunterrichts.

Seit der Erscheinung der Originalfassung dieses Textes wurde eine ausführliche Erhebung der Sprachkenntnisse junger Erwachsener veröffentlicht: GRIN, François, et al., 2015: *Suisse—Société multiculturelle. Ce qu'en font les jeunes aujourd'hui*. Glarus/Chur: Rüegger Verlag. Der Band ist auf Französisch verfasst, enthält aber eine Zusammenfassung auf Deutsch.

### Zum Autor

François Grin ist ordentlicher Professor für Wirtschaft an der Fakultät für Übersetzen und Dolmetschen (Faculté de traduction et d'interprétation FTI) der Universität Genf und Gastprofessor an der Fakultät für Kommunikationswissenschaften der Universität der italienischen Schweiz. Detailliertes Porträt unter <http://www.unige.ch/traduction-interpretation/recherches/groupes/elf/equipe/chercheurs/grin.html>.

Der Autor dankt Marco Civico für die Verifizierung verschiedener Quellen sowie Jean-Étienne Berset, Kevin Cook, Claire Forel, Michel Rohrbach, Victor Saudan und Basile Zimmermann für ihre überaus nützlichen Anregungen und Kommentare.

Die Originalfassung wurde von Verena Gremaud ins Deutsche übertragen. Der Autor ist allein verantwortlich für den Inhalt des Textes.

Reaktionen und Bemerkungen sind willkommen über [francois.grin@unige.ch](mailto:francois.grin@unige.ch).

Internetseite: [www.elf.unige.ch](http://www.elf.unige.ch)